

Miguel
Barnet
Das Lied
der Rachel

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 966

Rachel, eine mit allen Wassern gewaschene Varietésängerin, strebt früh nach Höherem, ohne es jedoch zu erreichen. »La bella de Alhambra« schwelgt in Banalitäten und Kitsch, ist – mit liberalen Einschränkungen – Rassistin, weil ihre Kundschaft rassistisch ist, orientiert sich an Horoskopen, beschäftigt sich mit fliegenden Untertassen. Ihr Bericht läßt die stickige Atmosphäre der »belle époque« des vorrevolutionären Cuba nachempfinden, vermischt die Schilderung der klassischen Straßenschlachten zwischen einheimischen und französischen Zuhältern im Viertel San Isidro, des Rassenkrieges von 1912 und der »toten Zeit« zwischen den Zuckerrohrrenten mit Kosmetikkniffen, Theaterklatsch und dem täglichen Leben der Unterwelt.

Nach der Revolution von 1959 entwickeln sich die Dinge ungünstig für *Rachel*: die »Häuser«, die sie mittlerweile in besagtem Viertel besitzt, werden liquidiert, ihre Karriere als »freie Unternehmerin« ist beendet.

Miguel Barnet
Das Lied der Rachel

Mit einem Nachwort
von Miguel Barnet

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *La Canción de Rachel*
Aus dem Spanischen übersetzt von Wilhelm Plackmeyer
Das Nachwort von Miguel Barnet übersetzte Monika López
aus dem Spanischen

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch 966

© Miguel Barnet 1969

© der deutschen Übersetzung Aufbau-Verlag Berlin
und Weimar 1980

Nutzung der deutschen Übersetzung mit freundlicher Genehmigung
des Aufbau-Verlags, Berlin und Weimar

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Thiele & Schwarz, Kassel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37466-5

*Wie ist die Welt klein
in den Augen der Erinnerung.*

Baudelaire

Rachels Bekenntnisse, ihr abenteuerliches Leben in den goldenen Jahren der cubanischen Belle Epoque, Gespräche in Cafés und auf der Straße haben dieses Buch möglich gemacht. Es zeigt die Atmosphäre der Enttäuschung, von der das Leben zur Zeit der Republik geprägt war. Rachel ist ein Zeuge ganz eigener Art. Sie repräsentiert ihre Epoche. Sie ist förmlich die Synthese aller Ballettmädchen des heute verschwundenen Teatro Alhambra, ein wahrhafter Filter des gesellschaftlichen und politischen Lebens des Landes. Die anderen Personen in diesem Buch, die den Hauptmonolog ergänzen, sind die Theaterleute, Schriftsteller, Librettisten und die unentbehrlichen Kulissenschieber. »Das Lied der Rachel« berichtet von Rachel, von ihrem Leben so, wie sie es mir erzählt hat, und so, wie ich es ihr hernach erzählt habe.

Miguel Barnet

I

Diese Insel ist etwas sehr Großes. Hier sind die seltsamsten und die tragischsten Dinge geschehen. Und so wird es immer sein. Ein Land hat sein Schicksal, so wie die Menschen ihr Schicksal haben. Und Cubas Schicksal ist voller Geheimnisse. Ich bin keine Zauberin, keine Zigeunerin, keine Kartenlegerin oder so was Ähnliches, ich kann auch nicht richtig aus der Hand lesen, aber ich habe mir immer gesagt, daß derjenige, der auf diesem Stück Erde zur Welt kommt, eine Mission hat, eine gute oder eine böse. Hier ist es nicht wie in anderen Ländern, wo die Menschen tonnenweise geboren werden und alle gleich sind, das gleiche tun und namenlos leben und sterben. Nein, wer in Cuba zur Welt kommt, dem ist sein Stern sicher – oder sein Kreuz, denn es gibt auch hier den Pechvogel.

Aber der, von dem man sagt, er ist weder Fisch noch Fleisch, einer der nicht das eine und nicht das andere ist, der Dummerjan, den gibt es hier nicht.

Diese Insel ist prädestiniert dafür, daß sich auf ihr die göttlichen Gebote erfüllen. Darum habe ich die Insel immer voller Ehrfurcht betrachtet. Ich habe mich bemüht, auf ihr so unbescholten wie möglich zu leben, indem ich mich um sie gesorgt und mich selbst für ihren Mittelpunkt gehalten habe. Das beste Mittel dazu ist arbeiten, etwas tun und seine Freude dabei haben und dem Gehirn nicht allzu freien Lauf zu lassen, weil das das Schlimmste ist. Cuba ist meine Heimat. Hier bin ich geboren und Frau und Künstlerin geworden. Und hier will ich sterben, denn wenn ich wo begraben sein will, dann auf diesem Fleckchen Erde. Ich habe andere Länder gesehen, sehr schöne, sehr moderne, sehr freundliche, habe die nettesten Menschen kennengelernt, aber nirgends ist es so warm wie in meiner Heimat, nirgends. Und dabei bin ich europäischer Abstammung. Meine Mutter war Ungarin und mein Vater

Deutscher. Sie Ungarin, er Deutscher. Sie klein und sommerprossig und sehr lebenslustig. Eine Frau mit Charakter. Wie mein Vater war, weiß ich nicht. Ich habe ihn mir betrachtet – jedesmal, wenn Mama mir seine Photographie zeigte, habe ich ihn mir betrachtet. Ein hübscher Kerl, zumindest auf dem Bild.

»Er war Deutscher, Mädchen«, sagte Mama zu mir. »Den Dickkopf hast du von ihm.«

Meine Mutter hat mir eine gute Erziehung mitgegeben. Und vor allem die Liebe zum Nächsten. Sie hatte die natürliche Neigung zu überzeugen, und sie überzeugte. Mama liebte die Menschen. Sie sprach gut von jedermann, damit sie selbst geachtet wurde. Und mit niemand ging sie eine enge Bindung ein. Nicht einmal mit ihren Männern. Im Gegenteil, sie lehnte die Ehe ab. Ich war für sie der Sinn ihres Daseins, der erste und einzige Zweck ihres Lebens.

Mamas Freunde kamen zu uns, und ich nur: »Guten Abend, wie geht's«, denn sobald jemand kam, hieß es: »Geh in dein Zimmer spielen«, und wehe, ich luchste durch die Tür.

Mama verstand es, streng und nachgiebig zugleich zu sein. Kein Gott hätte gewagt, ihr nicht zu gehorchen. Sogar das Dienstmädchen hatte Angst vor ihr. Ein Dienstmädchen, das eher eine Freundin, eine Vertraute war, und trotzdem: »Wie Señora befehlen, bitte sehr, Señora, wenn Señora erlauben, wenn Señora es wünschen«, in dieser Art, so daß ich, die eigene Tochter, ihr Fleisch und Blut, in Angst und Schrecken lebte, obwohl Mama meine einzige Liebe war, das einzige, was ich auf der Welt hatte.

Manchmal träumte ich, Mama kommt mit einem Deckbett und deckt mich zu, und wir schlafen nebeneinander. Wenn ich das träumte, war ich glücklich. Manchmal wurde Mama dabei ganz dick, und ich fiel aus dem Bett. Bums! Und da wachte ich auf, und nichts war passiert, denn ich lag allein im Bett, ganz allein. Meine Angewohnheit, beim Schlafen immer eine kleine Lampe brennen zu lassen, stammt aus dieser Zeit. Und der Teufel muß dahinterstecken, denn so alt, wie ich bin, abgeklärt

und reif – ich habe es mir nicht abgewöhnen können.

Mama tat alles für mich. Ihr Leben lang hatte sie nur das eine Ziel, mich etwas Anständiges werden zu lassen, und sie hat es erreicht.

Ich wohne in derselben Straße. Was ich von Rachel weiß, ist das, was zwischen ihr und mir war, und das ist etwas Persönliches.

Wir gehen lieber ein andermal hin. Heute nicht, sie ist krank, hat die Grippe, laßt sie zufrieden, das ist das Beste. Sie ist mit dem Theater gestorben, ist zurückgeblieben, und über die heutige Zeit kann sie nichts sagen.

Laßt sie in ihrem Parnaß; wenn ihr sie von dort wegholt, dann ist sie nicht mehr Rachel.

Auf jeden Fall bereite ich sie auf morgen vor. Mal sehen, was sie meint. Auf mich hört sie. Wir waren Mann und Frau, und jetzt will es der Zufall, daß ich zwei Schritt von ihr wohne.

Nachdem ich sie fünfunddreißig Jahre lang nicht gesehen habe. So spielt das Leben!

Ich gehöre zu den Menschen, die mit diesem Magnetismus zur Welt kommen. Ich glaube, es geht stets in Erfüllung, was das Schicksal einem beschieden hat. Neulich habe ich zu ihr gesagt: »Mädchen, du und ich, wir sind, wie es in dem Lied heißt, gefangen in derselben Zelle.«

Mama war keine eitle Person, keine Angeberin.

Wer das behauptet, irrt sich sehr. Meine Mutter hat ihr Leben auf ihre Art gelebt und mit ihrem Körper gemacht, was ihr Vergnügen bereitete: allerlei Kunststückchen, um zu überleben, und das mit viel Mut. So war meine Mutter.

Um die Wahrheit zu sagen, ich kann mich über sie nicht beklagen. Mit meinem angeborenen Scharfblick habe ich sie, so glaube ich, voll und ganz verstanden. Sie wußte, daß ich schon als junges Mädchen alles ahnte, aber sie hat nie offen mit mir gesprochen. Immer wich sie mir aus und redete drum herum. Und weil ich ein gewitztes Biest war, hielt auch ich den Mund.

Wessen Sorgen hätte ich besser teilen, wessen Geheimnisse besser bewahren können als die meiner Mutter? Ich kann nur wenig von meiner Mutter erzählen. Nicht weil sie unter der Erde ist und man deshalb ehrfürchtig von ihr sprechen muß. Nein. Sondern weil sie wie eine Heilige zu mir war und nur für meine Launen und Dummheiten lebte. Sie holte für mich die Sterne vom Himmel herunter.

Es macht mich traurig, von ihr zu sprechen, aber es erleichtert mich. Wenn man so will, es ist gut, ständig von dieser Frau zu sprechen, weil dadurch die Liebe immer größer wird.

Es gibt Tage, da würde ich am liebsten in einem fort von meiner Mutter sprechen.

Dann wieder gibt es Tage, an denen ich überhaupt nicht an sie denke. Am meisten denke ich abends an sie. Abends, wenn Ofelia geht und ich mich in das Bett mit seinen weißen Kissen lege.

Ofelia ist eine großartige Freundin, sie umsorgt mich, sie hilft mir wie kein anderer, aber eine Mutter ist sie nicht. Für Mama war ich immer das Dummchen, das flatterhafte Ding, das kleine Mädchen.

Ich bin allein, ja, allein. Aber ich laß den Kopf so leicht nicht hängen. Ich bin nicht hysterisch. Und noch viel weniger neige ich zum Dramatisieren. Das Wort »unglücklich« wende ich auf mich nie an. Ich bin eine traurige Melancholikerin.

Nun höre sich einer das an! Was denkt sich diese Frau eigentlich! Wenn man sie läßt, wenn man sie läßt . . .

Sie hat in keiner goldenen Wiege gelegen, das war ihr nicht beschieden. In ganz ärmlichen Verhältnissen ist sie aufgewachsen, die Mutter hat sich tüchtig plagen müssen, und oft war nichts zu essen da. Ich weiß es, weil ich die Familie kenne. Immer sehr eingebildet. Kommt man vorbei, steht sie aufgetakelt da, aber mit den häuslichen Verhältnissen war es trotzdem nicht weit her.

Rachel stammt aus einem Viertel, dessen Namen man lieber nicht ausspricht. Schlägerei, Laster, Raub.

Aber sie ist eigentlich unverdorben von dort gekommen.

Was anderes als ein Ballettmädchen ist sie nie gewesen. Mehr als rumzappeln konnte sie doch nicht.

Und rumgezappelt hat sie ihr ganzes Leben. Sie war unwissend, zügellos und leichtsinnig.

Ein leichtsinniges Frauenzimmer, weiter nichts. Ich spreche nicht gern von ihr, nein.

Das Schönste, was es gibt, ist, voller Freude zurückzuschauen. Sich wie in einem Film zu sehen, als verspieltes Mädchen, im Sessel sitzend, auf einem Klavier klimpernd . . . Das finde ich wundervoll.

Wir waren das, was man so Mittelstand nennt. Weder arm noch reich.

Havanna kam langsam in Schwung, es hatte mancherlei Neues zu bieten, das allgemein bewundert wurde. Die elektrische Straßenbahn war ein Ereignis. Ich war damals noch ein kleines Mädchen; die Leute blieben auf der Straße stehen und rissen die Augen auf und gafften sprachlos, wie sie fuhr, getrieben von der Elektrizität.

Zuerst getrauten sie sich nicht mitzufahren, doch dann fuhren sie alle Tage und hatten sogar Spaß daran.

Gut kenne ich diesen Teil von San Isidro, das Viertel um den Hauptbahnhof, der Mauer von Havanna. Das ist das Havanna meiner Kindheit, hübsch und heiter.

Wir wohnten in einem Mietshaus, ein bißchen beengt, aber schön luftig. Mama zog nicht gern umher wie die Zigeuner. Sie blieb lieber an einem Ort. Umziehen hieß eine andere Wohnung, und das wäre für sie eine zu große Aufregung gewesen, zumal wir allein waren und sie bei all ihrem Cubanertum doch eine Ausländerin war . . .

Mit neun Jahren konnte ich schon ein bißchen Klavier spielen und Rumba tanzen. Das lag mir im Blut.

In der Schule war ich immer die Erste. Ich wurde der Star genannt. Und ich selber hielt mich auch dafür. Bei allen

Veranstaltungen tanzte oder sang ich, oder ich rezitierte etwas. Und immer machte ich meine Sache gut. Seit jener Zeit, also von Kindheit an, gefalle ich. Ich gewöhnte mich an den Applaus, an das »hübsch gemacht, hübsch, die Kleine, hübsch, das Figürchen«, und ehe ich mich's versah, war ich vom Künstlervirus infiziert.

Ich bin ihn nie wieder losgeworden. Die Bude habe ich den Leuten eingelaufen, um aus meiner Kunst etwas zu machen. Ich wollte ganz hoch hinaus, und mit Hilfe meiner Mutter habe ich es geschafft. Ein gewisser Rolén war der erste, der mich an eine Bühne gebracht hat. Ich war vielleicht dreizehn Jahre alt und hatte Schule Schule sein lassen, weil uns der Hunger drohte und Mama vorbauen wollte. Dieser Rolén also nahm mich und meine geliebte Mutter mit in ein Theater im Ortsteil El Cerro. Dort setzten wir drei uns hin. Rolén, meine Alte und ich. Die Vorstellung war so etwas wie ein mieser Zirkus, zwei, drei Tanzmädchen lächelten den jungen Männern in der ersten Reihe zu. Sprache sehr dezent, das allerdings, nichts da von Pöbeleien, keine Rempelleien. Aber ich starrte wie eine dumme Gans an die Decke, weil ich mich schämte. Die Augen gingen mir von ganz allein nach oben, aber dieser Rolén nahm meinen Kopf und drückte ihn herab, so daß ich mir die Tanzmädchen ansehen mußte.

Er war ein netter Mann, der uns beiden helfen wollte. Und wahrscheinlich war er am Geschäft dort beteiligt oder hatte viel Einfluß; denn drei Wochen später tanzte ich im Tivoli als Ballettmädchen in der Nachmittagsvorstellung.

Mein Körper gehorchte mir und nahm die Musik gut auf. Immer traf ich den richtigen Ton, wenn ich beim Singen tanzte. Ich fiel nie hin, machte keine größeren Fehler und vergaß nicht einen einzigen Schritt.

Nach ein paar Wochen kannte ich das Stück in- und auswendig. Es kam soweit, daß ich alle anderen überragte, denn ich hatte Spaß an der Sache. So wurde ich die Primaballerina der Truppe. Dreizehn Jahre oder vierzehn alt, aber mit dem Körper einer Frau. Meine ehemaligen Lehrerinnen holten mich ab und

zu in die Schule, damit ich eine kleine Rolle spielte, und ich ging hin. Bald spielte ich ein Kind, bald eine kleine Spanierin oder eine Opernsängerin. Was gerade anfiel.

Wie, weiß ich nicht, aber eines Tages kriegte eine Wind davon, daß ich berufsmäßig auftrat, und kam zu uns nach Hause, um bei meiner Mutter Krach zu schlagen. Sie fühlte sich dazu verpflichtet. Diese frommen Weiber mit ihren Stehkragen hatten veraltete Ansichten, meine Mutter nicht. Mama hatte eine praktische, moderne Einstellung zum Leben.

Die Lehrerin kommt also, und das Gekeife geht los. Ich erinnere mich nur noch, daß meine Mutter sie hochkant aus dem Zimmer warf. Und sie tat gut daran, denn ich war im Recht, und alles, was ich machte, geschah aus freien Stücken. Wenn man jung ist, dann ist Tanzen nichts Schlechtes. Schlecht ist, wenn das Tanzen zum Geschäft wird. Aber diese alte Zimtziecke war nicht zu überzeugen. Übrigens, sie hätte uns bestimmt nicht Strom und Miete bezahlt.

Seither habe ich die größte Hochachtung vor dem Künstler, der das Leben von der Schattenseite kennt. Ich gehöre nicht zu denen, die das Laster verdammen, zu diesen scheinheiligen, diesen katholischen Damen, diesen . . .

Ich habe nie versucht, jemand die Träume zu nehmen. Denn ein erfüllter Traum wiegt alles andere auf. Sehen Sie mich an. Ich bin das geworden, was ich mir von Kindheit an erträumt hatte.

Ehe ich ins Tivoli kam, war ich ein naives, verwöhntes Kind.

Dort bin ich dann von vielem geheilt worden. Ich sah die Welt mit offenen Augen.

Ich war nachmittags dort und probte meine kleine Nummer; dann ging ich was essen und danach zur Vorstellung. Mama immer hinter mir her. Ich glaube, sie hatte Angst, ich könnte vergewaltigt oder schlecht behandelt werden.

Ich fing an, mir Sachen zu kaufen, Lamé- und Seidenstoffe, Volkstrachten, Abendkleider.

Ich legte mir eine mehr oder weniger schickliche und sehr kokette Garderobe zu.

Und welche Angst stand meine Alte aus, daß es mit ihrem Kind ein böses Ende nehmen könnte. Einmal, als ich ein Couplet sang, ich weiß nicht mehr, was für eines, ruft ein junger Mann zu mir rauf: »Hinlegen, Puppe!«

Ich war völlig perplex. Was meinte er? Ich gebe ihm ein Zeichen, das ich nicht verstehe. Da stürzt er vor und packt mich mitten in meiner Nummer an den Beinen. Ich trete ihm vor dem Publikum gegen die Nase, und der Vorhang wird geschlossen. Alle Künstler geben ihr erstes Malheur zum besten – das war meines. Und dieser junge Mann wurde mein erster Geliebter.

Jetzt staune ich, wenn ich zurückblicke und die Briefe lese, nein, nicht die Briefe, die Freuden, die Notizen, die mir mein Fürst schickte.

Was für ein sonderbares Gefühl; jeder würde sagen, ich bin verrückt; in dieser Schachtel sind Reste aus jenen Jahren, neunzehnhundertzwei, neunzehnhundertdrei, neunzehnhundertvier, neunzehnhundertsechs . . . (Magoon, ja, das war unter Magoon.)

14. Juli 1906

Einer Rose bist Du am ähnlichsten. Das soll eine Liebeserklärung sein.

Eusebio

Das Tivoli war eine Schmiere, die sich in Palatino niedergelassen hatte. Neunzehnhundertsechs, wenn ich mich recht erinnere. Ich bin oft dort gewesen. Wollten wir Männer uns amüsieren, mußten wir dort hingehen. Ich habe immer viel für Frauen übrig gehabt. Rachel hatte dort als Ballettmädchen angefangen, als ganz kleines Ballettmädchen. Obwohl sie noch ein Kind war, trat sie die Woche über dort auf, und in der toten Zeit ruhte sie sich auf ganz sittsame Weise aus. Sie nahm das bißchen Geld entgegen, und fort war sie. Wie sie zum Alhambra kam? Weiß ich nicht; eine Frau konnte aus vielerlei Gründen ans Alhambra kommen. Auf jeden Fall ist Rachel hingekommen. Und von da an nahm sie, wie man so sagt, einen

steilen Aufstieg.

Sie bildete den Abschluß jeder Vorstellung. Abschluß – das hieß mit dem Hintern wackeln. Es wurde ein schwungvoller Danzón gespielt, man verschränkte die Arme, und hörte bei völliger Stille zu; dann folgte das Stück, und zum Schluß kam die übliche Rumba, die Rachel als einzige weibliche Person tanzte. Zusammen mit einem gewissen Pepe.

Der Ruhm dieses Ballettmädchens verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Alle Männer waren scharf auf sie, außer mir. Ich bin mehr für wirklich talentierte Frauen, bei ihr war es nur ein schlechter, ein zufälliger Lack.

Es wird erzählt, vox populi, eines Abends sei Don Jacinto Benavente¹ ins Teatro Alhambra gekommen, der große Klassiker der spanischen Literatur und Verfechter orthodoxer Prinzipien, und es muß dem Alten wohl gefallen haben, denn er ging in die Garderobe und ließ den Hauptdarstellerinnen Blumen überreichen. Für Rachel ein paar japanische Margeriten und viele Küsse, wie es zwischen Schriftstellern und Künstlerinnen üblich ist.

Sie spielte die Freigebige, und sie war es ja auch, sie war nicht ungebildet, nein, im Gegenteil, sie lebte fürs Detail . . . Sie bietet also dem Alten einen Schluck an, er trinkt, und dann beginnt ein Gespräch, über das man sich totlachen könnte.

»Sie sind eine sehr attraktive Frau.«

»Und Sie ein Caballero, der die Damen verwöhnt.«

»Ich würde mich freuen, wenn Sie Kastilien besuchten und auch nach Katalonien kämen und dort aufträten.«

»Ich danke Ihnen, Don Jacinto, aber ich möchte gern einmal nach Europa.«

Der Alte stutzt und wechselt das Thema. »Rachel, mögen Sie die Oper?«

»Gewiß, es ist immer mein Traum gewesen, Sopranistin zu werden, aber Sie sehen ja.«

»Was für Opern gefallen Ihnen?«

»Alle, Don Jacinto, alle.«

»Sehen Sie, ich schwärme für ›André Chénier‹. Haben Sie sie

schon mal gehört, Rachel?»

»Ja, Sie meinen doch die erste Sopranistin?«

So ist es dieser Frau gegangen, als sie jung war, später ist sie dann herumgereist und hat Schliff bekommen. Um aber noch mal auf die Frauen zurückzukommen, ich war, um ehrlich zu sein, mehr für Luz.

Eusebio verursachte mir viel Kopfschmerzen. Für so was Aufregendes war ich eben doch noch zu jung. Aber ihn störte das nicht. Ständig war er mir auf den Fersen. Bewegte ich mich, bewegte er sich, setzte ich mich, setzte auch er sich. So was von Ergebenheit.

Ich hatte es mir zur Angewohnheit gemacht, wie verrückt zu lieben. Meine Mutter sah ein, daß uns nicht zu helfen war, und ließ uns allein, damit wir das große Abenteuer erleben konnten. So entstand die einzige reine Leidenschaft meines Lebens.

Die Familie meines Freundes stellte sich quer. Sie hatten Schuhfabriken, Zuckerfabriken und eine Menge anderes. Ich hatte dafür kein Auge. Er war es, der mich interessierte. Die aber glaubten was anderes. Und sie machten mir, uns beiden, das Leben zur Hölle; ich habe in dieser Zeit immer nur geweint.

Eusebio versäumte nicht eine einzige Vorstellung. Freilich nur, um mich zu sehen. Er brachte mir Geschenke, verwöhnte mich, er war mein Schwarm.

Eines Tages brach im Theater Feuer aus, und es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre dabei ums Leben gekommen.

Eusebio raste, denn er hatte mir immer wieder zugesetzt, ich sollte von dort weggehen, und er holte mich für einige Tage da heraus, ohne daß meine Mutter etwas davon wußte. Alles heimlich. Statt ins Theater fahren wir an den Strand, nach El Chivo und anderswohin, und dort haben wir uns dann amüsiert, im Sand, sogar im Wasser.

Wir lebten so richtig in den Tag hinein. Allein waren wir glücklich. Aber Mama kam dahinter und schlug mächtig Krach. Da bin ich, nur damit sie still war, ins Theater zurückgegangen.

Eusebio erkannte zwar das Problem, ließ sich aber nicht davon abbringen, mich zu sehen. Im Gegenteil, er war nur noch verrückter nach mir. Von Heiraten aber kein Wort. Seine Eltern stur wie die Wand da drüben.

Liebste!

25. November 1906

Die Tage ohne Dich sind sinnlos für mich. Ich bitte Dich nicht, mir zu schreiben; denn ich weiß, Deine Briefe würden mich nicht erreichen. Die Entfernung vereint mich mit Dir. Ich bin verzweifelt.

Eusebio

Man hatte ihn aufs Land geschickt, in Geldgeschäften und anderen Dingen. Man hatte ihn also von mir getrennt. Schreiben konnte ich nicht, ich wußte nicht, wohin. Boten oder dritte Personen hatte ich nicht zur Verfügung. Nichts. Ich war völlig machtlos. Wie in einem Brunnenschacht.

Zum Arbeiten hatte ich keine Lust mehr. Alles kehrte sich gegen mich. Das Tivoli erfüllte mich nicht. Die Liebe zu diesem Mann, von dem ich getrennt war, hielt mich gefangen. Tag und Nacht dachte ich an ihn. Und alles fraß ich in mich hinein, es war einzig meine Angelegenheit. Nichts da von wegen Geklatsche und Getratsche mit den anderen Mädchen. Das war meine Liebe, und alles, was damit zusammenhing, hütete ich eifersüchtig.

Ich habe nie Frauen leiden können, die rumkrakeelen und sich wichtig machen. Die haben kein Gemüt. Die lieben niemanden. Die preisen ihren Liebhaber wie eine Ware an und erzählen sich alles haarklein.

Für meinen gesunden Menschenverstand ist das die größte Sünde, die eine Frau begehen kann.

Eusebio . . . seine Geschichte, sie gehörte mir und ihm. Sie ging keinen anderen etwas an. Zumindest das Intime; denn die Geschichte nahm ein verhängnisvolles Ende und drang an die Öffentlichkeit, und so erfuhren die Leute mehr, als gut war, leider, leider.